

Das Leichenross

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **17 (1886)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

obiit hanns Benders et uxor sua, qui dederunt huic ecclesiae medium equum (d. h. einen Meiden, Zuchthengst). Bei den Insel-schweden auf Worms, im Riga'schen Meerbusen, gab man dem Pastor für die Beerdigung eines Hofbauern einen jungen Ochsen, für die der Bäuerin eine junge Kuh, wogegen der Pfarrer die Leichenmahlzeit auszurichten hatte. Jetzt schlachtet man bei dortigen Begräbnissen nur ein Schaf. Rußwurm, Eibofolke II, 94, § 294. Reval 1855.

Kap. 21. Das Leichenross.

Nachfolgende Begebenheit hat sich im Cistercienserstifte Maulbronn zugetragen und ist uns vom Cistercienserbruder Nikolaus wahrheitsgetreu erzählt worden. Ein Ritter dortiger Landschaft hatte das erwähnte Stift schon öfters raubsüchtig geschädigt und war sonst als ein tyrannischer Wütherich verhaßt. Und da er wohl wußte, daß ihm zahlreiche Gegner auf der Ferse saßen, mußte er zuletzt das Geheimniß der Nacht und der Schlichwege zur Vollführung seiner Gewaltstreiche wählen. Als er nun wieder einmal des Nachts auf der Wegelagerung begriffen, aus dem Walde her eben die Landstraße kreuzen wollte, sah er auf dieser einen langen Zug fremdartiger Reiter herankommen und meinte in gerechter Angst bereits die Überzahl der Feinde vor sich zu haben. Rasch schlug er sich in den Waldsaum der andern Straßenseite und duckte da im Versteck, bis die Bewaffneten vorüber waren. Ganz am Ende des Zuges trabte noch ein einzelner Reiter, der führte einen stattlichen Zuchthengst* am Zügel nach und hatte mit dem widerspenstigen Thiere zu schaffen. Jetzt trat der Ritter aus dem Gebüsch hervor und erkundigte sich vorsichtig, wer doch jene Leute gewesen seien. Das Todtenheer wars, erwiederte ihm der Knappe, und dieser Hengst, fuhr er fort, den ich da am Zaume führe, ist Desjenigen, welchen ich zwar nicht selbst kenne; hiebei nannte er aber zugleich des ihn Befragenden Namen mit dem Beifügen: Dieser

* Das Manuskript schreibt hier: *in manu ducens equum emissarium*. Dies ist ahd. *der meidem*, noch in aargauer Mundart *der maider*, und bezeichnet in dieser den Zuchthengst „vmbe ein Rosz (Turnierpferd) vnd vmbe einen Meidem“ verpfändet Kaiser Ludwig der Baier die Vogtei Trogen. Zellweger, Appenzeller-Urkk. I, 131.

eben Erwähnte ist unabänderlich noch heute Nacht des Todes, und dies Roß hier ist bestimmt, den Gottlosen in die verdiente Hölle zu schleppen. Mit diesen Worten ritt er ab, den Übrigen nach. Schrecken, Todesangst, Gewissensqual und Zerknirschtheit jagten eben so rasch auch den Ritter hinweg und ohne Verzug — wer weiß, ob nicht nach Gottes Rathschluß — gerade jenem so schwer geschädigten Kloster Maulbronn zu. Hier beichtete er seine Unthaten und bat inständig und flehentlich, ihn zum Mönch anzunehmen. Und wie früher die Verschlagenheit und Verstocktheit des Sünders allbekannt gewesen, so war jetzt seine ernste Buße nicht zu verkennen, er empfing die Absolution und wurde, seiner Bitte gemäß, am Hochaltare unter den üblichen Gebeten und Benedictionen zum Klosterbruder eingekleidet. Und dennoch erfüllte sich nun jenes Knappen Wort unaufschiebbar. Denn siehe, eben in dieser Nacht, da man in der Kirche Dankgebete sprach über des Sünders Bekehrung, waren die Klosterthore zu schließen vergessen worden. Da brachen des Ritters Feinde plötzlich herein und erschlugen ihn an den Stufen des Hochaltars, wo er büßend noch auf dem Boden lag. Was blieb den Brüdern weiters zu thun, als dem unglücklichen Novizen die Exequien zu singen und ihn zu bestatten. Sein Grab aber sollte nachmals sogar noch miraculös werden, denn Kranke bepilgerten es und fanden hier auf ihr gläubiges Gebet die gesuchte Heilung. —

Unter den Cisterzienserklöstern Deutschlands hat die Abtei Maulbronn in Schwaben, seit 1148 gegründet, durch Größe, Schönheit und gelehrte Wirksamkeit wohl den ersten Rang eingenommen. Der Grundriß der Klosterkirche sammt dem Complex der zahlreichen Stiftsgebäude, Alles in einer vielgethürmten Doppelummauerung beisammenliegend, findet sich abgebildet in den Jahreshften des württemb. Alterthumvereines. Heinrich von Enzberg und darnach dessen vier Söhne Heinrich, Conrad, Gerhard und Albrecht, bei denen die Schirmvogtei über das Stift erblich war, bedrängten dasselbe vielfach, tödteten einen Laienbruder, verwundeten andere tödtlich, sengten und raubten. Zwar hatte Bischof Heinrich II. von Speier sie zum Verzicht auf das Vogtrecht gezwungen, 1270; gleichwohl wurden sie darnach wiederum zum Schutze des Klosters verpflichtet, so noch am 2. Juli 1325, bis endlich ihre Burg Enz-

berg 1384 wegen Landfriedensbruches zerstört wurde. Ed. Paulus, Die Abtei Maulbronn, Aufl. 2, 1884 40., pag. 7.

Die zwischen den beiden feindlichen Rittern hier spielende Mordgeschichte steht des Ausführlicheren erzählt in der Zimmer'schen Chronik IV, p. 220—224. Unserm Zwecke muß ein sachlicher Auszug genügen.

Der von Seckendorf und der des Geschlechtes von Erlikom, zwei im Frankenlande seßhafte Adelige, hatten sich in Folge ehelicher Eifersucht den Tod geschworen. Auf eine Zeit, da der Seckendorf wohl wußte, daß sein Feind gegen ihn ausgezogen war und im Felde hielt, lag er selbst in gleicher Absicht über Nacht bei einer Waldkapelle, er und sein Knappe mit gespanntem Bogen lauend. Ein großes Brausen in der Luft, vermischt mit einem unerklärlichen Getöse und Geheule, veranlaßte ihn den Platz auf einen Moment zu wechseln und sich hinter den nächsten Waldbäumen zu verbergen. Nun kam das ganze Wüthende Heer („*Wutes-hër*“)* in langer Reihe vorbeigezogen, geharnischte Reiter und Rosse ohne Haupt, gelähmte dreibeinige Thiere, verstümmelte Fußgänger, die einen halbverbrannt, die andern durchstochen und das blanke Schwert noch im Leibe mitschleppend. Ganz entsetzlich sah namentlich ein Reisiger aus, der einen weißen hinkenden Klepper als Handroß mitführte, während ihm selbst die eignen Eingeweide über sein Reitroß bis auf den Boden hinabhiengen. Als nun diese grausige Schaar vorüber war, schadlos für den Ritter, der sich rechtzeitig aus dem Wege begeben hatte, und nun noch ein einzelner Mann nachgeritten kam, erreckte sich Seckendorf, diesen um die Herkunft des zahlreichen Volkes zu befragen und wer wohl derjenige gewesen sei mit geborstenem Leibe auf dem abgemagerten Schimmel? Jenes war das Wüthende Heer, antwortete der Knappe, der weiße hinkende Klepper aber ist des Seckendorfs. Und er selbst wird von heut' an übers Jahr durch den von Erlikom erschossen werden, so daß auch ihm vom weißen magern Klepper herab das Eingeweide bis zur Erde hangen wird. Damit zog der Redende hin-

* Die Beschwörungsformel in dem mhd. Gedicht Irregang und Girreger heißt *bî Wutungis her!* Wutung ist Namensbildung neben Wuotan, wie Irning neber Irmin. vdHagen, Gezammtabenteuer III no. LV, p. 77, und Einleit. S. XXIII.

weg, den Übrigen nach. Da sich nun Seckendorf also mit Namen und Vornamen ausdrücklich hatte nennen hören als der dem Todfeinde unfehlbar Verfallne, gieng er plötzlich in sich und schloß mit der Welt ab. Den Verwandten übergab er seine Besitzungen, nahm nur ein bescheidnes Geld zu sich, kam damit unerkant ins Maulbronner Kloster, verdingte sich als Laienbruder und kaufte sich den Ordenshabit. Mittlerweile hatten jedoch Erlikoms Nachforschungen nicht geruht und so fügte es sich, daß endlich auch er gen Maulbronn kam zu einer Tagesstunde, da der neue Converse eben im Hofe bei den Zimmerleuten stand und die Scheiten und Holzschwarten auflas. Beide erkannten sich auf der Stelle. Seckendorf, der erst dem Konventshause zuffiehn will, trifft auf ein abgespannt stehendes Karrenroß, weiß und abgemagert, springt auf und hofft ins Freie zu entrinnen. Aber die Thore sind besetzt, die Flucht ist unmöglich, er kehrt das Pferd und erwischt eine Stange, sich damit zu wehren. Doch bereits hat der Erlikomer die Armbrust aufgezogen, drückt ab, und der Pfeil schlitzt dem Seckendorf so den Leib, daß ihm das vorgequollene Eingeweide über das Roß herabhieng. Er stürzte und starb, der Erlikomer entritt.*

Nun zur Genesis dieser tragischen Sage vom Leichenroß.

Die germanische Leiche wird zu Rosse an den Grabhügel gebracht und mit dem Rosse begraben; der gewöhnliche Fund aus geöffneten Alemannengräbern besteht darum in Pferdeezähnen, Pferdetransen und Resten von Sattelzeug. Unter den hl. Gebeinen der 11,000 Jungfrauen in der Ursulakirche zu Köln hat der Naturforscher Georg Forster viele Roßknochen bemerkt und dabei an den Einfluß altreligiöser Verhältnisse gedacht. Ansichten vom Niederrhein, Berlin 1791, I, 103. Dieses Pferd, auf dem man zur Todesgöttin Hel nach Nifhel ritt, hieß altnordisch *Hélhest*, der Todtenhengst (W. Grimm, Heldensage S. 39; J. Grimm, Myth. ², S. 804). Das Eddalied erzählt, wie der gestorbne Helgi zur Nachtzeit nach seinem aufgeschlossnen Grabhügel reitet und da mit seiner hinterlassnen Frau Sigrun zusammenkommt. Ein mißverständner Nachklang hievon ist die Lenorensage in Bürgers Romanze mit dem

* Annähernd erzählt Uhlands Romanze „Junker Rechberger“ einen ähnlichen Vorgang.

volksthümlichen Refrain „die Todten reiten schnell“. Dieselbe Anschauung herrschte auch im klassischen Alterthum. Das durchs Fenster hereinschauende Roß, öfters dargestellt auf altgriechischen Grabmälern, hat schon Winckelmann (Denkmale I, no. 19. 20) als das des Hades gedeutet. Der homerische Älteste ist bekanntlich Nestor, er hat bereits schon drei Menschenalter überstanden und trägt nachdrücklich den epischen Beinamen Rossebändiger. Während der hellenische Charon ein Fährmann ist, tritt der neugriechische Charos beritten auf und hängt seine jüngsten Opfer rings um den Sattel. Das Volkslied hievon hat Göthe übersetzt, Ausgabe 1828, III, S. 231. Die neugriechischen Volkslieder, Ausgabe von Bernh. Schmidt, Lpzg. 1877, S. 161, schildern den Todesgott Charos als einen wilden Nachtreiter:

Und sieh, da kam er, hoch zu Roß, herab in die Gefilde,
Schwarz war er, rabenschwarz sogar, und einen Rappen ritt er.

Die Sitte, Leichen auf ein Pferd gebunden zu Grabe zu bringen, verräth sich ausnahmsweise noch nach dem Jahre 1541 im St. Galler Rheinthale und ist bezeugt durch Jld. v. Arx, St. Gall. Gesch. III.

Aus dem heidnischen Roßopfer wird nachmals das an die Kirche gestiftete Priesterroß. Der Frankenkönig Chlodwig weiht sein Pferd dem Stifte des hl. Martinus. Aimoinus I, 22. Wolf, Beiträge I, 40. Erzbischof Bruno von Köln vermacht 965 dem hl. Pantaleon „alle seine Stuten, mit Ausnahme derer, welche in der Kirche selbst schon vor dem Stifter waren.“ (Ruotger, cap. 49). Das Stift St. Gallen prozessirt 854 gegen Konstanz über die Azungskosten eines Kirchenrosses. (Vgl. Aargau. Sag. I, S. 369.) Herzog Berchtold V. von Züringen bestimmt mit Urkunde vom 10. Juli 1177 die dem Leutpriester des Stiftes zu Zürich gebührenden Gefälle, und unter diesen zählt das Statutenbuch des Stiftes von 1346 ausdrücklich das Pferd mit auf, das dem Priester zur Verfügung gestellt war. Zürich. Antiq. Mittheill. II, 119. In der bischöflichen Kirche zu Sitten wurden am 16. Brachm. 1243, als am Begräbnistage Peters des Vicedominus, dessen Waffen und schönstes Pferd beim Offertorium dargebracht; ebendasselbst wurden beim Begräbnisse eines Grafen von Savoyen sogar bis 20 Pferde kirchlich auf einmal geopfert. Furrer, Gesch. v. Wallis I, 93. Nach dem Siege

bei Ampfing erbaute Kaiser Ludwig der Baier an der Stelle, wo sein Schlachtroß gestrauchelt hatte, das Kirchlein zu Sattlern bei Vilsbiburg und schenkte demselben das Roß sammt Sattel und Zeug. Schöppner, Baier. Sagenb., no. 82. Bei der Bestattung des Grafen Wernher von Homberg, 21. März 1320, hatte ein Knappe das verdeckte Turnierroß des Grafen hinter der Bahre nachzuführen (Argovia XVI, S. 148), ein Brauch, der jetzt noch beim Leichenkondukt höherer Militärpersonen üblich und das letztübrige Symbol ist des heidnischen Roßopfers.

Das Reiten der Todten zu Grabe, ein bei Reitervölkern durchaus naturgemäßer Religionsbrauch,* ist nachmals durch die Volkssage und die Lateinchronisten irrthümlich vermischet worden mit dem davon ganz verschiedenen Naturmythus von dem Ausritte der Valkyrien und dem Auszuge des Wilden Jägers oder Wüthen-Heeres. Unter diesen letzteren hatte das Heidenthum die feierlichen Umzüge der Götter in den heiligen Nächten verstanden. Von der Dämonenfurcht des Mittelalters aber ist Erde und Luft mit Teufels- und Zauberrossen, mit Geister-Gottesdiensten, Todten-Prozessionen und gespenstigen Leichenzügen übervölkert worden, bis ihnen schließlich, nicht etwa durch die Aufklärung, sondern durch den Schwank des Volkshumors der Garaus gemacht worden ist. Etliche Beispiele genügen, um dieses Crescendo und Decrescendo eines und desselben Gedankens darzustellen. Der normännische Priester Walchhelm, Dorfpfarrer zu Bonevall im Lexovischen Bisthum, war im J. 1091 in den ersten Januartagen Nachts auf dem Heimwege von einem Krankenbesuche, als bei hellem Mondscheine das Todtenheer an ihm vorüber brauste, im Zuge viele Äbte, Geistliche und Edelleute, auch eine Menge Edelfrauen und Weiber, darunter erst kürzlich Verstorbene aus seiner eignen Pfarre. Walchhelm bekam Lust zu einem schönen Rappen, der ledig mit im Zuge lief, fieng das Thier, saß auf und gedachte: Dies ist gewiß das Herlechs-Gesinde, von welchem ich so oft habe sagen hören, ich will dies Roß nach meinem Pfarrhof reiten, was gilt's, die

* Blackbird, ein Häuptling der nordamerikanischen Omaha, bestimmte, daß er nach seinem Tode, auf seinem Lieblingsschimmel sitzend, mit Erdschollen bedeckt werden wollte. Catlin, Reise unter den amerikanischen Indianern. 1867.

Bauern werden mir alsdann glauben. Und er wäre unfehlbar mit in die Hölle gerathen, wenn ihn nicht der im Heere mitziehende Geist seines leiblichen Bruders Rupert rechtzeitig vom Rosse wieder erledigt hätte. Der Autor Oderich Vitalis, der uns diese Begebenheit umständlich erzählt, schließt sie also: „Und ich hab' alles, so hie beschrieben (und noch viel mehr, so mir ausgefallen ist), aus dem Mund des Pfarrherrn Walchhelmi angehört, wie auch den Griff am Halse, so er von einem der Reiter empfangen, mit meinen Augen gesehen.“ Ex Oderici Vitalis Sacerdotis et Monachi Monasterii Uticensis in Normandia, libro 8 Historiarum. — Bosquet, La Normandie, no. 72 seq. — J. Görres, Die christl. Mystik, Regensb. 1836, Bd. 1. — Wolfg. Menzel, Odin, S. 224.

Gaufrid le Brunn, Schlossherr zu Marcillac in Burgund, war im Hofdienste beim französischen König Philipp August in Ungnade gefallen und hatte, um wieder zu Ehren zu kommen, sein eignes frommes Eheweib dem Satan verschrieben. Zu diesem Zweck nahm er dieselbe eines Tages zu sich aufs Roß und ritt zur angeblichen Falkenbeize hinaus in den Wald von Arvios, wo verabredeter Maßen der Teufel bereits wartete. Der Weg dahin gieng an einer Marienkapelle vorbei, vor deren Heiligenbilde die Frau das gewohnte Ave zu sprechen wünschte. Sie stieg ab, trat ein und verfiel nach höherer Fügung mitten im Gebete in einen tiefen Schlaf. Inzwischen aber kam in Gestalt der Rittersfrau die hl. Maria selbst herausgetreten und ritt mit Gaufrid in den Arvioswald. Mit Entsetzen erkannte hier der Teufel seine allmächtige Gegnerin, gab schleunig den empfangenen Schuldbrief heraus und entfloh heulend. Heimkehrend stieg Maria bei jener Kapelle ab, weckte die hier noch Schlummernde und händigte ihr die Handschrift ein. Nach dem Tode des Ehepaares entstand 1239 an der Stelle der Kapelle ein Cisterzienserkloster, dessen Kirche bis heute bewallfahrtet wird. Jacob. de Voragine, Erzbischof zu Genua, † 1298, Legenda aurea, cap. 14. Deutsch bedichtet in vdHagens Gesamtabenteuer, III, S. 480. Haupt, Aلد. Blätter II, 79; no. 14. — Zu Kaiser Heinrichs III. Zeiten geschah es in England, daß eine vornehme Frau ihre beiden Kinder zu sich ans Sterbebette berief und ihnen bekannte, sie habe Zauberkünste getrieben und ihre Seele darum dem Satan übergeben. Damit aber diesem nun nicht auch ihre Leiche verfalle, so möge

man dieselbe in eine Hirschhaut einnähen und in einem mit Ketten wohl umspannten Steinsarge in der Kirchengruft beisetzen. Diese letztwillige Verfügung wurde so wohl erfüllt, daß fünfzig Geistliche drei Nächte lang am Sarge psallirten und drei Tage hindurch Seelenmessen lasen. Trotzdem drangen die bösen Geister am vierten Tage in die Kirche, zerschlugen den Steinsarg und rissen die Bestattete heraus. Draußen vor der Thüre stand ein wiehernder Hengst, dessen Sattel von glühenden Stacheln leuchtete, und mit der hinaufgeworfnen Reiterin fuhr das Teufelsthier durch die Lüfte. Vincent. Beluacensis, *Speculum historiale* lib. 25, c. 26.

Die Reichenauer Chronik vom Hl. Blut, aus dem eilften Jahrhundert stammend, läßt den rhätischen Adeligen Ruodpertus in der Gegend von Zizers durch ein solches Höllenroß zu Grunde gehen. Mone, *Badische Quellen-Sammlung* I, p. 73. — In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erzählt der Chronist Otto von Freising (V. 3), man behaupte allgemein, Dietrich von Bern sei lebendigen Leibes durch ein rabenschwarzes dämonisches Roß zur Hölle gebracht worden: „fabula, quæ vulgo dicitur, Theodoricus, *vivus* equo sedens, ad inferos descendit.“ Ein Graf von Mascon in der Bourgogne, der ruchlos gelebt hatte, saß einst in seinem Schlosse, als ein unbekannter Ritter ihn heraus rief und mit unwiderstehlicher Art nöthigte, ein zweites mitgebrachtes Roß zu besteigen. Hierauf fuhren beide durch die Lüfte davon und aus weiter Ferne her hörte man noch des Grafen Wehgeschrei. Der Vorfall war auf einem Bilde im Kloster Clugny dargestellt. Petrus Venerabilis, *Miraculorum* lib. II, c. 1. Vincent. Beluacensis, *Speculum historiale* lib. 29, c. 120. Görres, *Mystik* III, 124. Johannes von Winterthur hat in seiner Chronik (Ausg. von G. v. Wyß, p. 236) nachfolgende Begebenheit zum Jahre 1346 angesetzt. Als ein bei Bregenz am Bodensee wohnhafter Adels herr eines Nachts das dortige Flüschen Lüblach durchritt, kam ihm drüben ein fremder Reiter entgegen und begann freundlich: Du möchtest doch wohl dies mein Roß haben, mit dem sich deines nicht entfernt vergleichen läßt? nun so nimms geschenkt! es ist schneller als jedes und wird dir viele Jahre ausdauern; aber das merk dir wohl, füttern darf mans niemals! Sehr freudig überrascht und unter Versicherung steter Dankbarkeit empfing der Ritter das großmüthige Geschenk, und so schied man

in der Nacht von einander. Zwei Jahre darauf mußte er mit den Adelsgenossen des Bezirkes nach dem Städtlein Niederwangen zum Landtag, stellte bis zur Beendigung der Gerichtsverhandlungen sein Roß in der dortigen Mühle an der Argen ein und schärfte, da hier der Mann eben nicht daheim war, der Müllerin um so nachdrücklicher ein, das Pferd bei Leibe ungefüttert zu lassen. Bald darauf erscheint der Müller, sieht das Thier an der leeren Krippe und beginnt auf das sorglose, leichtsinnige Weib zu schelten. Sie beruft sich auf den erhaltenen Befehl, er nennt diesen eine bloße Artigkeitsformel und beeilt sich, gleich den Kübel mit der Tränke herbei zu tragen. Kaum ist's geschehen, so fährt der Gaul holterpolter zum Dach hinaus und ist verschwunden. Nach der Hand kommt auch der Ritter zurück, erfährt den Hergang und erkennt nun plötzlich, daß er schon seit zwei Jahren den leidigen Teufel geritten hatte. Um so bescheidener machte er sich heute auf des Schusters Rappen heim. — Kein Zauber, besagt der Volksglaube, kann vor fließendem Wasser bestehen: das reinigende, heiligende Element duldet in sich auch die Leiche eines Missethätters nicht, sondern stößt sie wieder aus. Grimm, Myth. 555. 567. Vincent. Bellov., Spec. natur. 3, 109 berichtet, wie ein durch zwei alte Zauberinnen in einen Esel verwandelter Jüngling seine Menschengestalt wieder erhält, da er ein Wasser überschreitet. Scheible, Das Kloster Bd. 5, 179.

Das ungehinderte Hinausfahren des Zauberrosses durch's Dach des Müllerstalles entspricht dem Ausfahren des Dämons durchs Dach des Tanzsaales, in Kap. 13; aus beiden Zügen veranschaulicht sich die älteste Bauart des deutschen Hauses. Dasselbe ist einstöckig und steht mit sämtlichen Gelassen unter einem und demselben Dache. Das Dach öffnet sich in dem noch dielenlosen Wohnraume in das sogen. Wind- oder Lichtauge, einen Holzschlot mit beweglichem Klappdeckel, durch welchen Luft und Licht in's fensterlose Zimmer herabkommt. Eben hier hinaus vermag sich der Dämon und sein Roß unaufgehalten zu schwingen. Wer sich diese älteste Bauart nicht vergegenwärtigt, versteht auch den Narrenstreich der Krähwinkler nicht, welche gemeindeweise beschließen, den Tag in ihre Stuben zu tragen. So lange zugleich noch eine Hausthüre mangelte, stieg man durch dieselbe Dachöffnung auf Leitern ein.

Der grönländische Angagok fliegt bei seinem Geisterbesuche durch die Dachöffnung aus und ein. Wenn der Indianerhäuptling in Britisch-Columbia nach dem Fasten aus seiner Verzückungsfahrt (in die Geisterwelt) zu den Seinigen zurückkehrt, so steigt er durch das Dach in die Hütte. Nach Plutarch (Quæst. Rom. 5) durfte der für todt Gehaltene, wenn er in die Heimat zurückkam, nicht durch die Thüre in sein Haus eingehen, sondern mußte durchs Dach hinunter gelassen werden. Derselbe Brauch gilt noch heute in Persien und wird von H. Brugsch (Orient, 1864) als persönliches Reiseerlebniß erzählt. Felix Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 372. 397. Der Isländer Sigurd klettert zu dem Rauchloche einer ihm unbekanntem einsamen Hütte empor, um durch daselbe ausforschend hinunter zu schauen, und sieht drunten „im Halbfinstern“ ein altes Weib die Asche vom Herde wegschaufeln. Isländ. Original-Märchen, übers. v. J. C. Poestion (Wien 1884), S. 260.

Geht die Dämonensage endlich ihrem Erlöschen entgegen, so kann sie sich noch zu einem Faustischen Zauberstücklein umgestalten, wie Nachfolgendes zeigt. Während die Stadt Villingen im Jahr 1633 die Schwedenbelagerung auszustehen hatte, war der dortige Franziskaner Pater Ludwig, mit dem Beinamen Ungelehrt, als ein ausgezeichnete Physiker namhaft. Unter anderem hatte er sich ein automatisches Pferdchen konstruirt, das zu allen sonstigen Eigenschaften eines Reitrosses nur die kostspielige des Haberfressens nicht besaß und auch der Tränke nicht bedurfte. Ein jüdischer Händler hörte von diesen Vorzügen, erstand das Thier und ritt es zur Stadt hinaus. Beim Anblick des Briegflüschens konnte er dem Kitzel nicht widerstehen, zur ersten Probe hinein zu reiten; doch in der Mitte sieht er sich, anstatt auf dem Pferde, auf einem Strohbund sitzen, rettet sich kümmerlich und eilt triefend in's Kloster zurück. Dies Alles schon voraussehend, hatte sich der Pater inzwischen auf's Bett gelegt, stellte sich tiefschlafend und streckte den einen Fuß heraus. Lautschreiend verlangte der Jude den bezahlten Kaufschilling zurück; aber konnte er den Mönch durch Schreien nicht wecken, so mußte er ihn zuletzt am Fuße zerren und zupfen. Doch nun blieb ihm das ganze Bein in den Händen, und entsetzt rannte er davon. Mittheilung von Chorregent Dürr zu Villigen, in A. Schnezlers Bad. Sagb. I, S. 452.

Wer aber sollte muthmaßen, daß auch dieser geringfügige Schwank seine außer-europäische Vorgeschichte aufzuweisen hat? Denn er kehrt stofflich wieder in sanskritischer, mongolischer und arabischer Fassung und dringt durch Vermittlung des westlichen Asiens in unsre mittelalterliche Literatur ein. Theod. Benfey's Übersetzung des sanskritischen Märchenbuches *Pantschatantra* II 48, bringt hiefür den Erweis mittels folgender alt-buddhistischer Erzählung.* Nach der Art jenes blitzgeschwinden Garuda, welcher das Reitthier des Gottes Vishnu ist, verfertigt ein indischer Zimmermann für einen armen Weber einen hölzernen Garuda, der sich mittels der Maschinerie eines Stiftes auf- und niedersenkt und den Weber in Gestalt des Gottes zur Königstochter in deren siebenstöckigen Palast hineinbringt. So eben aber belagern die Feinde Schloß und Stadt, und um sie zu bekämpfen, muß der Weber, mit Vishnu's nie fehlendem Bogen in der Hand, den Garuda besteigen und die Gegner verjagen. Als der allwissende Vishnu den Waghals gewahrte, sprach er zu seinem göttlichen Garuda: Du Geflügelter, weißt du, daß ein gewisser Weber in meiner Gestalt auf einem hölzernen Garuda zum Kampfe ausgezogen ist? Wenn er nun, von den Pfeilen der Krieger getroffen, sicher den Tod findet, so wird alle Welt sagen, ich und du seien besiegt, und man wird uns Beiden keine Ehre mehr erweisen. Deshalb geh eilends und fahr in den hölzernen Garuda, wie ich selbst in den Körper des Webers. Beides geschah, der Sieg erfolgte, die Gegner alle erlagen, der Weber kam vergnügten Sinnes vom Himmel zu den Seinigen herabgestiegen. Was ist das? rief der König und die ganze Stadt, als sie ihren Mitbürger sahen und erkannten; allein zum Ende des geglückten Truges hieß es einmüthig: Ein Weber in Gestalt Vishnu's gewinnt des Königs Töchterlein.

Daß hiebei nicht etwa ein literarischer Zufall spielt, erweist sich aus Cervantes *Donquixote*, Kap. 49, wo es wörtlich heißt: „Wer kann die Wahrheit der Geschichte von Peter und der schönen Magelone leugnen, da man noch heutigen Tages in dem

* Die erste Verdeutschung dieses indischen Fabelbuches, nachdem es aus der hebräischen Version ins Latein übertragen war, erfolgte 1481 unter den Auspicien des bildungsliebenden Grafen Eberhart v. Württemberg; schon 1483 u. 84 erschien es sodann zu Ulm in zweiter und dritter Ausgabe.

königlichen Zeughause den Zapfen zeigt, womit Peter den hölzernen Schraubengaul (Clavilegno) lenkte, als er mit ihm durch die Luft ritt, und der wohl noch länger ist als eine Wagendeichsel? Er soll zum Wahrzeichen in einem ledernen Futteral stecken, damit er nicht vom Schimmel leide.“

In August von Platens Epopöe Die Abbassiden ist dargestellt, wie mittels eines solchen aus Holz gebildeten und mit einer Schraube lenkbaren Zauberrosses ein Mohr die Tochter des Kalifen Harun al Raschid zu erwerben trachtet. Auch Del Rio, Disquis. Magicæ (Editio 1657) lib. II, questio 6, pag. 132^a, erwähnt eines hölzernen Zauberrosses.

Kap. 22. Das Tanzlied der Todten.

Als der Ritter Kunz von Eptingen einst mit seinem Knappen am Landgerichtsplatze vorüber ritt, erblickte er hier zu seinem Erstaunen nicht etwa die Gemeindemänner in ihrer gebotenen Jahresversammlung, sondern eine Schaar von Verstorbenen, welche zusammen tanzten und sangen. In ihrem deutschen Reihenliedchen aber wechselte stets der eine Gedanke, mit dem Jeder zunächst sich selbst zu meinen schien: Wie gerne gäb' ich tagtäglich Almosen, wenn ich noch im Diesseits lebte, wie ich jetzt im bleibenden Jenseits bin. Diese Worte lauteten:

Wär' ich noch hier zu Kurzheim,
Anstatt wie jetzt zu Langheim,
So wollt' ich allen Elenden
Mein Spendbrod täglich senden.

Obwohl den Ritter ein Grauen anwandelte, merkte er sich doch das Todtenlied und hat es nachmals gar oft den Freunden wiederholt, die zu ihm auf Besuch kamen. Und so fest glaubten manche unter ihnen an das erzählte Erlebnis, daß sie von da an den Armen und Pilgern ein reichlicheres Almosen gaben. —

Das in viele Linien verzweigt gewesene Adelsgeschlecht von Eptingen gehört ursprünglich in den Sissgau (jetzt Basellandschaft), wo es dem am Hauenstein gelegnen Dorfe Eptingen den Namen gegeben hat. Ein Nebenzweig besaß die Guts- und Gerichtsherrlichkeit im Dorfe Prattelen, wo heute noch ihr altes Schloß steht, und führte von dem hier benachbarten Adelnberge den Beinamen